



GISA  
KLÖNNE

Das Lied  
der Stare nach  
dem Frost

ROMAN

Pendo



GISA  
KLÖNNE

Pendo

Das Lied  
der Stare nach  
dem Frost

ROMAN

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.piper.de](http://www.piper.de)

Für meine Mutter und die Mecklenburger Ahnen.  
Und für Christina.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag  
erschienenen Buchausgabe  
5. Auflage 2014

ISBN 978-3-492-96193-6

© 2013 Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Mediabureau Patricia Di Stefano,  
Berlin,

unter Verwendung eines Fotos von David  
Curtis/plainpicture/Milennium

Karte: Cartomedia, Karlsruhe

Datenkonvertierung E-Book: Kösel, Krugzell

»Wir sind Erinnerung.«

Daniel L. Schacter



**1949**

Der Mond ist fast voll und wirft Schatten, die bläulich sind, und sie springen sie an, in unsteten Schemen. Sie blickt nicht zurück und läuft schneller, ein leises Stakkato, Triolen. Eins zwei drei, eins zwei drei. Sie ist auf dem Weg, sie wagt es tatsächlich.

Wie ein schwarzer Koloss thront das Gutshaus vor ihr, doch seine Fenster gleißen im Mondlicht, verwunschene Spiegel. Sie schlägt einen Bogen um den Panzer, presst sich in den Schatten der Mauer, die den Gutspark umfriedet. Früher gab es hier Blumen und Obstbäume. Früher, bevor die Russen kamen.

Die Soldaten sind im Hof. Sie riecht das Feuer, hört ihre Stiefel im Kies, das Klirren von Flaschen und Gläsern, ihr kehliges Lachen. Dann greift jemand zum Akkordeon und sie singen. *Katjuscha*, mit einem falschen Halbton am Ende der Strophe, das bringt sie zum Lächeln.

Kann sie ihm trauen, kann sie das wirklich? Sie können nicht alle böse sein, egal, was alle immer behaupten, und er wird allein sein, das hat er versprochen. *Oi, ty pyesnya, pyesen'ka dyevitshya ... Ach, du Lied, du kleines Lied eines Mädchens, fliege hinter der hellen Sonne her.* Dunkel klingen die russischen Melodien, wehmütig, voll ungestillten Verlangens. *Katjuscha*, das ist das Soldatenliebchen, die am Flussufer treu unter blühenden Apfelbäumen wartet, hat er ihr erklärt. Der Soldat soll sie singen hören und Hoffnung schöpfen in der Fremde.

Eine Grille zirpt, etwas raschelt im Gras. Ist er das, jetzt schon, so früh? Sie fährt sich mit den Fingern durch die Haare, versucht im Gestrüpp hinter sich etwas zu erkennen. Sie hat alles tausendmal überlegt, die Entscheidung hinausgezögert und mit sich gehadert, ihrer Pflicht, ihrer Liebe, ihren Träumen. Aber er meint es gut mit ihr und er ist anders als seine Kameraden. Er ist ihr Freund, er will ihr helfen.

Wieder ein Rascheln, noch näher jetzt, und ein Käuzchen, das schreit. Aber nein, das ist ja kein Nachtvogel, das ist ein Kind, ein kleines Mädchen. Das muss ein Albtraum sein, ein böser Spuk. Doch das Mädchen weint lauter und ruft ihren Namen, und es ist nicht allein, es ist bei den Soldaten.

Ihre Schuld ist das, ihre! Dieser Schmerz, wie von Sinnen. Sie rennt los, stolpert, fängt sich, läuft weiter. Schnell muss sie sein, schnell. Die Kleine retten.



Teil I

## **WINTERREISE**



## **1. Rixa**

Deutschland war weiß und fremd, Berlin unter einer Eisschicht begraben. Ich hatte das gewusst. Ich hatte versucht, mich dagegen zu wappnen, und ein zweites Paar Socken und einen Pullover ins Handgepäck gesteckt. Aber das reichte nicht, reichte bei Weitem nicht, wurde mir klar, während das Flugzeug dieser schneestarren Welt entgegensank. Ich würde mir Winterkleidung kaufen müssen, auch wenn ich nicht vorhatte, lange zu bleiben. Ich würde mir gleich ein Taxi nehmen müssen. Ein Taxi wohin? Zu dem Hinterhofzimmer, in dem ich gemeldet, aber nicht zu Hause war? Zu der Wohnung meiner Mutter? Zu der Polizeiwache, von der aus ich angerufen worden war?

*Frau Hinrichs, Ricarda Hinrichs? Ihre Mutter ist Dorothea Hinrichs, geborene Retzlaff, geboren am 20. Dezember 1945 in Güstrow/Mecklenburg?*

Ich wandte den Blick vom Fenster und betrachtete das Gewimmel grinsender gelber Fische, das die Air-Seychelles-Sitzpolster zierte. Der Anruf hatte mich während meines ersten freien Tags seit Monaten erreicht, an einem schneeweißen Strand unter Palmen, ich kam gerade vom Schnorcheln. Ich war gerannt, um ihn nicht zu verpassen, weil ich dachte, es sei Lorenz.

*Es tut mir sehr leid, Frau Hinrichs ...*

Eine winzige Pause war nach dieser Eröffnung entstanden. Ein sehr präzise gesetztes Rubato, kaum wahrnehmbar und doch deutlich genug, um mich begreifen zu lassen, dass das, was nun folgen würde, nichts Gutes war, und im selben Moment verstand ich, dass ich schon

sehr lange auf solch einen Anruf gewartet hatte - ohne es zu wollen oder mir auch nur einzugestehen.

*Ihre Mutter hatte einen Autounfall. Sie ist vorgestern Nacht gegen 23:30 Uhr an der Anschlussstelle Krakow in falscher Richtung auf die Autobahn A 19 gefahren.*

Die A 19. Mecklenburg. Mein Bruder Ivo war auf der A 19 gestorben, in einer Januarnacht vor zwölf Jahren. Mein Lieblingsbruder, ihr Lieblingssohn.

Der Polizist redete weiter. Aus meinen Haaren tropfte Wasser. Zu meinen Füßen huschten sandblasse Krabben über den Strand, die Teleskopaugen starr in den Himmel gerichtet. Geisterkrabben. Geisterfahrt. Meine Mutter, die sich seit Ivos Unfall immer geweigert hatte, in ein Auto zu steigen, nun plötzlich hinter dem Lenkrad eines Mietwagens auf der Autobahn.

Jetzt, warum jetzt, nach so vielen Jahren?

Als wir das letzte Mal telefonierten, hatte sie beinahe heiter geklungen, und auch mir war es diesmal gelungen, Weihnachten, Silvester und die erste Januarwoche mithilfe einiger Sonderschichten beinahe mühelos zu überstehen. Als ob eine sehr alte Wunde doch noch begonnen hätte zu heilen, so hatte ich mich gefühlt. Als würde nun alles gut.

*Sind Sie noch dran, Frau Hinrichs? Haben Sie mich verstanden?*

Ich bestätigte das und versprach, nach Berlin zu kommen. Ich blieb gefasst, ich begann zu handeln. Ich zog mich an und ließ mich am Flughafen von Mahé auf die Standby-Liste setzen. Ich kehrte auf die MS Marina zurück, beantragte Sonderurlaub bei der Reederei und besprach mit dem musikalischen Leiter, wie und mit wem er den plötzlichen Ausfall meiner allabendlichen Konzerte in der Lili-Marleen-Bar überbrücken könnte. Ich packte eine Reisetasche mit meinen Noten und CDs, verstaute den Rest

meiner Besitztümer in einem Koffer und schleppte ihn in einen Lagerraum, damit ein anderes Mitglied der Crew während meiner Abwesenheit in den Genuss meiner Einzelkabine kommen konnte. Ich tat all dies sehr systematisch und schnell, ohne auch nur zu überlegen, als spielte ich eine Melodie, die meine Finger so oft geübt hatten, dass sie auch ohne mein Zutun den Weg über die Tasten fanden. Ich verhielt mich vernünftig, hätte meine Mutter gesagt.

*Sie ist frontal mit einem entgegenkommenden Fahrzeug kollidiert. Beide Wagen gingen sofort in Flammen auf. Niemand hatte auch nur den Hauch einer Chance, zu überleben.*

Ich sah wieder aus dem Flugzeugfenster. Die Scheibe war schmierig, an ihren Rändern klebten winzige Eiskristalle. Wolkenfetzen flogen im fahlen Frühmorgenlicht vorbei. Ein deutscher Winterhimmel, genau so, wie ich ihn aus den Weihnachtsferien meiner Kindheit in Erinnerung hatte, im Pfarrhaus meiner Großeltern in Mecklenburg. ›Drüben‹ oder ›in der DDR‹, wie wir damals noch sagten, und obwohl wir, sooft es ging, in dieses andere Deutschland aufbrachen, steckte jede Fahrt dorthin wieder voller Unwägbarkeiten. Würde unser Einreiseantrag überhaupt bewilligt werden, und wenn ja, für wie lange? Würden wir die nötigen Papiere rechtzeitig erhalten? Würden uns die Zöllner an der Grenze sämtliche Koffer auspacken lassen und den Bohnenkaffee konfiszieren, oder würden sie uns – oh Wunder – verschonen?

Die Erwachsenen klagten über all diese Schikanen und sorgten sich schon lange im Voraus, aber uns Kinder versetzte der Nervenkitzel ein ums andere Mal in Ekstase. Wir schnitten Grimassen im Rücken der Zollbeamten, wir ahmten ihren Befehlston nach, sobald wir die Grenzanlagen

passiert hatten, und wir liebten es zu beobachten, wie sich die Landschaft dann plötzlich auf beinahe magische Art veränderte: Der Himmel öffnete sich und sah nun viel höher und weiter aus. Endlose Felder schwangen in sanften Hügeln zum Horizont. Rehe ästen an Wasserlöchern, die, wie mein Vater beharrlich behauptete, noch aus der Eiszeit stammten. Allee bäume kamen in Sicht, archaische Riesen mit narbigen Stämmen. Aber trotz dieses Überflusses wirkte die Landschaft niemals protzig, eher im Gegenteil. Eine Art stille Melancholie schien auf ihr zu ruhen und ließ sie almodisch aussehen, aus der Zeit gefallen. Und allmählich verwandelten sich auch die Straßen. Sie wurden immer schmäler und schließlich zu unbefestigten Pisten, und wir holpern durch immer kleinere Dörfer, die selbst im Sommer ausgestorben wirkten.

Alles in Mecklenburg geschieht hundert Jahre später als anderswo, heißt es. Bitterkeit, manchmal auch Zorn, lag in den Stimmen der Erwachsenen, wenn sie davon sprachen. Doch wir Kinder fügten uns mühelos in diese vom Fortschritt vergessene Welt, für uns waren das baufällige Backsteinhaus und der riesige Pfarrgarten, der sich bis zum Seeufer erstreckte, die Basis für Abenteuer, jedes Mal wieder. Da war so ein Wispern im Schilf, dessen Ursache wir niemals herausfinden konnten. Der Kirchturm begann zu schwanken und mit den Wolken zu fliegen, wenn wir auf eine bestimmte Art den Kopf in den Nacken legten und die Augen zusammenkniffen. Wir ersannen Spiele und Rituale, geheime, verbotene: Das Tauchspiel. Das Hühnerorakel. Die Mutprobe mit den Bienen. Natürlich zankten wir uns auch, schürften uns Knie und Ellbogen auf, ein paar Mal wurden wir auch krank. Wir mussten im Garten und in der Küche helfen und sonntags im Gottesdienst aus der Bibel vorlesen. Aber alles in allem waren wir frei und uns selbst

überlassen, und das Glück war die meiste Zeit so selbstverständlich, dass wir es nicht einmal richtig bemerkten.

Das Flugzeug neigte sich in eine Kurve. Dort, wo vorhin die Sonne aufgegangen war, lasierte ein durchscheinendes Rosa den Himmel. Genau so hatte ich mir als Kind das Licht an jenem Morgen vorgestellt, an dem meine Mutter zur Welt gekommen war. Die Nachzüglerin im Pfarrhaus, das Nesthäkchen. Das neunte Kind, das zur Unzeit geboren wurde, 1945, mitten im großen Sterben.

*Dorothea nannten sie mich, Gottesgeschenk. Meine Windeln schnitten sie aus zwei alten Oberhemden und einem zerschlissenen Kopfkissenbezug. Aus dem Fuchspelz einer Flüchtlingsfrau aus Ostpreußen, die am Weihnachtsmorgen tot und steif gefroren vor dem Kirchenportal gelegen hatte, nähte meine Mutter einen Schlafsack für mich, weil es zum Heizen nicht genug Brennholz gab. Wenn meine Mutter dann morgens nach mir sah, wusste sie immer sofort, dass ich noch lebte. Denn mein Atem gefror über Nacht zu Raureif, sodass die Fellspitzen aussahen wie geklöppelte Spitze.*

Ich dachte daran, wie mir meine Mutter solche Geschichten zugeflüstert hatte. Wie sie sich dazu auf mein Bett setzte und das Licht ausschaltete und mich in den Arm nahm. Ich dachte an den leisen Singsang ihrer Sätze, und wie sich deren Inhalte im Laufe der Jahre in meinem Kopf mit den historischen Fakten vermischt hatten. Hitler und Stalin. Soldaten und Panzer. Vergewaltigte Frauen und die endlosen Flüchtlingsstrecken aus dem Osten, die für mich letztlich doch immer namenlos und abstrakt blieben, nicht wirklich begreifbar. Und auch meine Mutter kann sich unmöglich bewusst daran erinnert haben, sie war ja noch

nicht einmal geboren, als der Krieg schließlich endete. Sie kann mir nur zugeflüstert haben, was ihr selbst erzählt worden war. Die offizielle Version der Ereignisse. Die Legenden der Pfarrersfamilie Retzlaff.

Aber sie hat diese Geschichten trotzdem so erzählt, als wären sie wahr, ja, als wären sie nicht mal vergangen. Immer nachts, immer nur mir, nie, wenn ich sie darum bat, sondern nur, wenn sie aus irgendeinem Grund entschieden hatte, dass die Zeit dafür wieder einmal gekommen war. *Unsere kleinen Geheimnisse, Rixa, nicht wahr?* Warum, fragte ich mich jetzt auf einmal. Warum vertraute sie die nur mir an, nie Ivo oder Alexander oder meinem Vater? Oder hatte sie das getan, und ich hatte es nur nicht erfahren?

Ich wusste es nicht. Ich wusste so wenig. Solange ich klein war, hatte ich mich einfach an sie gelehnt und zugehört, auch wenn ich längst nicht alles verstand, was sie in mein Haar flüsterte. Ich fühlte mich privilegiert in diesen nächtlichen Stunden. Auserwählt und geliebt, ich nahm, was sie mir gab, weil ich instinktiv spürte, dass mehr Nähe und Zärtlichkeit von ihr nicht zu erwarten waren. Und irgendwann war ich dann wohl zu groß geworden oder wir stritten zu viel. Und wenn sie dann manchmal dennoch an mein Bett schlich, schickte ich sie weg. Weil ich lieber Musik hören wollte und mich mit fünfzehn zu alt für ihre Geheimnisse fühlte. Manchmal auch einfach nur aus Trotz, weil sie mich nachmittags beim Klavierüben gestört hatte.

Ich versuchte mir meine Mutter in einem Mietwagen vorzustellen, nachts, allein auf der Autobahn, in dem Bundesland, das sie nie mehr als Zuhause bezeichnet hatte, nachdem ihr Lieblingssohn dort ums Leben gekommen war. Ich schloss die Augen. Glaubte für einen Moment ihre Stimme zu hören, wie sie in diesen Nächten in meinem

Kinderzimmer geklungen hatte, ganz nach innen gekehrt und so leise, dass es mir manchmal vorkam, als träumte ich ihre Worte nur.

»1944 hat dein Großvater aufgehört, Selbstmörder ein christliches Begräbnis und Gottes Segen zu verweigern. Weil es einfach zu viele wurden und er einsehen musste, dass es schlimmere Sünden gab, als sich selbst zu richten.«

*Ich spürte ihren Atem in meinem Haar. Ich roch ihr Parfum, einen englischen Maiglöckchenduft mit einem komplizierten Namen. Ich fühlte, wie ihre Worte etwas tief in mir berührten.*

»Was denn für Sünden, Mama?«

»Das verstehst du noch nicht.«

»Aber ich bin schon fünf.«

»Das war nur so dahergesagt, Ricki, das braucht dich nicht zu kümmern. Die Menschen sind einfach nicht alle gut.«

»Aber Gott passt doch auf.«

»Natürlich, ja. Aber Gott kann nicht immer überall zugleich sein.«

»Sieht er uns manchmal auch nicht?«

»Doch, euch sieht er. Ihr seid doch Kinder.«

»Und Papa und du?«

»Schlaf jetzt, Ricki. Und träum was Schönes.«

Aber ich hatte nicht geschlafen nach diesem Gespräch.

Auch als im Haus längst alle Geräusche verklungen waren, lag ich noch hellwach im Dunkeln und versuchte mir einen schlampigen Gott vorzustellen und fragte mich, was das wohl für Sünden waren, die mein sonst immer so korrekter Großvater nicht ahndete. Das Nachtgeflüster meiner Mutter stellte mich häufig vor solche Rätsel. Manchmal gelang es mir im Nachhinein, mir einen Reim darauf zu machen. Einige der Geschichten, die sie mir zuraunte,

kamen mir sogar so real vor, als wären es gar nicht ihre Erlebnisse, sondern meine. Doch in dieser Nacht sah ich nur ein einziges Bild, das letztendlich genauso leblos blieb wie die Fotos in unseren Familienalben, zu dem Großvater, den ich kannte, schien es nicht zu passen. Und trotzdem konnte ich dieses Bild auch Jahrzehnte später noch heraufbeschwören, fast so, als hätte ich es tatsächlich gesehen: einen Mann im Talar auf einem Friedhof im Schnee, die Arme zum Segen der Selbstmörder erhoben, wie eine riesige, traurige Krähe.

Du sollst nicht töten. Das fünfte Gebot. Hatte meine Mutter daran gedacht, als sie unaufhaltsam auf die Scheinwerfer des anderen Wagens zuraste? Oder dachte sie nur an Ivo? Ich wollte das nicht herausfinden müssen. Ich wollte überhaupt nicht hier in diesem Flugzeug sein. Ich wollte mein Leben leben, dieses Leben, das ich mir aufgebaut hatte. Nicht so, wie ich das mal erträumt hatte, bei Weitem nicht so wild oder bedeutsam, aber doch meins.

Das Fahrgestell rumpelte. Die Boeing sank immer schneller, schneeverkrustete Dächer und Straßenzüge kamen in Sicht, Kasernen, und kurz darauf rollten wir über die Landebahn und zum Terminal. Berlin-Tegel. Wie ein einziger Organismus gerieten die Passagiere um mich herum in Bewegung. Ich schob meinen iPod in die Jackentasche, zwang mich, meine Jacke anzuziehen und aufzustehen. Ich hatte den iPod während des zehnstündigen Flugs nicht benutzt, ich hatte auch nicht gelesen, ich war nicht einmal für eine Minute eingenickt, trotzdem fühlte ich mich, als könnte ich nie wieder schlafen.

## **Theodor, 1915**

Am letzten Abend gehen sie noch einmal in den Wald. Ohne das zu verabreden oder auch nur zu überlegen, lenken sie ihre Schritte auf den vertrauten Weg. Die sandige Birkenallee hinunter, an den Koppeln von Bauer Henning vorbei bis zum Ufer der Warnow, dann bei der Eiche auf den Trampelpfad. September schon. Ein Jahr Krieg ist vergangen, aber hier in Mecklenburg haben sie das kaum bemerkt. Eine schwere, goldene Reife ruht auf dem Land. Der Geruch gärenden Fallobsts mischt sich mit dem Rauch der Kartoffelkrautfeuer. An diesem Morgen sind die ersten Kraniche auf dem Feld hinter dem Pfarrhaus gelandet. Schreiend und flügelschlagend und ohne die Menschen zu beachten, vollführen sie ihren komplizierten Tanz.

Sie sind zu früh dran, hat die Mutter gesagt. Ganz leise, wie zu sich selbst. Aber er hat es doch gehört, und einen Augenblick lang schnürte ihm etwas die Kehle zu, als brächten die albern herum hüpfenden Zugvögel Unheil.

Der Uferpfad schwingt hinauf in einen Buchenwald und löst sich für einige Hundert Meter vom Fluss, dann, nach der nächsten Biegung, sehen sie schon ihren Angelplatz. Viel zu schnell haben sie den heute erreicht, auch Richard scheint so zu empfinden. Tagelang hat er vor Euphorie über sein bevorstehendes Abenteuer nur so gesprüht, hat am Sonntag das größte Stück Fleisch bekommen und beim Frühstück eine Extraption Marmelade, aber nun macht er keinerlei Anstalten, sich seinen Lieblingsplatz auf dem Baumstamm zu sichern.

»Was ist los, Rick, hast du Angst, du holst dir nasse Füße?«

Richard antwortet nicht, steht auf einmal so reglos wie am Morgen die Mutter.

»He!« Theodor boxt seinen Bruder in die Seite.

Das löst Richard aus seiner Erstarrung. Blitzschnell weicht er aus und zieht Theodor mit seinen langen, sehnigen Armen in den Schwitzkasten. Und fast gelingt ihm das auch, aber nur fast, denn Theodor krümmt sich reflexartig zusammen und angelt mit der Ferse nach Richards Wade. Er fühlt, wie sein Bruder die Muskeln anspannt und noch fester zupackt, er riecht seine Haut. Alles vertraut, alles schon tausendmal durchexerziert. Körper an Körper verharren sie so für ein paar Sekunden, dann schafft Richard es doch wieder, ihn zu Boden zu ringen.

»Frieden?« Er hält Theodor die Hand hin, grinst auf ihn herunter.

»Vorerst!« Theodor schlägt ein und lässt sich hochziehen. »Aber wenn du Weihnachten wiederkommst, mach dich auf was gefasst.«

»Das werden wir ja sehen.«

»Ich werde trainieren und esse für zwei!«

»Oh, ich zittere jetzt schon.«

Sie klettern zur Warnow herunter und hocken sich nebeneinander auf den Baumstamm. Lässig kramt Richard ein Päckchen Zigaretten aus seiner Hosentasche.

»Wo hast du die denn her?«

»Wenn ich doch jetzt Soldat bin.«

Sie rauchen schweigend, während das Abendrot in der Warnow verglüht, schauen zu, wie die Fische nach Luft schnappen, sehen ihren Kippen nach, die allmählich stromabwärts treiben. Woher wissen die Fische, dass sie die Zigarettenstummel nicht fressen können? Wieso ist er mit fünfzehn noch zu jung, für Gott und den Kaiser in den Krieg zu ziehen? Inzwischen ist er fast genauso stark wie sein Bruder und die Schule kann warten.

»Du musst daheim die Stellung halten, Dorl«, sagt Richard, als könne er diese Gedanken lesen. »Solange ich weg bin, trägst du die Verantwortung für die Geschwister.«

Schräg gegenüber bewegt sich etwas. Ein Reh tritt aus dem Dunkel der Bäume und wittert. Aber der Wind steht wohl falsch, denn es bemerkt sie nicht. Ganz ruhig, völlig furchtlos schreitet es ans Wasser, neigt den samtenen Kopf und beginnt zu trinken. Als wären wir gar nicht hier, denkt Theodor plötzlich. Als ob es uns gar nicht gäbe.



## 2. *Rixa*

Die Luft in der Ankunftshalle war stickig und trocken und auf eine Weise geheizt, die nicht wärmte. Die Schneemassen vor den Fenstern ließen das Flughafenszenario irreal wirken, als wären wir in Sibirien oder irgendwo in Skandinavien gelandet, aber nicht in Berlin. Doch vielleicht lag das an mir oder an meinem Zeitgefühl, das dem Flug hoffnungslos hinterherhinkte. Es kam mir tatsächlich so vor, als hätte ein Teil von mir noch gar nicht verstanden, was eigentlich geschehen war, sondern säße immer noch in diesem unglaublich weichen Seychellensand und freute sich darauf, am Abend mit Lorenz ein paar neue Songs auszuprobieren.

Passagiere drängelten sich an mir vorbei, irgendwo weinte ein Baby, zwei dunkelhäutige Frauen mit riesigen Hüten und bunten Seidenkleidern schritten zur Passkontrolle wie zwei Königinnen, die im Begriff sind, dieser seltsam bleichen, uniformierten Spezies Mensch in den Glaskabinen eine Audienz zu gewähren.

*Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus.* Schubert. *Die Winterreise*. Wie aus dem Nichts war sie auf einmal da. Die so sparsam gesetzte Klavierpartitur, das Moll der Gesangsstimme, die sich daran anschmiegte, die Worte. Wann hatte ich die *Winterreise* zuletzt gespielt? Es war Jahre her, ich wusste es nicht mehr. Aber ich wusste noch genau, wie es gewesen war, als ich sie entdeckte, wie ich sofort von ihr gefangen war und vor allem das *Gute Nacht*, die *Nebensonnen* und den *Leiermann* übte und übte, um sie Weihnachten vorzutragen. Mein Geschenk für

meine Familie, ich war dreizehn und kam mir sehr erwachsen vor, ich war mir so sicher, dass es ihnen gefallen würde.

Aber dann traf meine Stimme den Ton nicht, und vor lauter Schreck verspielte ich mich, und die Erwachsenen saßen auf einmal ganz reglos. Missbilligung war das, das spürte ich, auch wenn niemand etwas sagte. Und ich bemühte mich, meinen Fehler wiedergutzumachen, ich begann noch einmal von vorn, verhaspelte mich aber bald noch einmal, und noch mal, und noch mal, bis ich aufgab und nach draußen an meinen geheimen Lieblingsplatz floh, unten am See, im gefrorenen Schilf.

Ivo war es, der mich dort schließlich fand und dazu überredete, wieder ins Warme zu kommen. Er war es, der mir versicherte, einmal sei keinmal und ich könne die Aufnahmeprüfung am Konservatorium doch trotzdem schaffen. Er sollte recht behalten, aber das wusste ich an jenem Nachmittag nicht, und selbst wenn ich ihm geglaubt hätte, wäre ich unfähig gewesen, das zu äußern, denn meine Zähne klapperten unkontrollierbar, ich zitterte am ganzen Körper. Über eine Stunde hatte ich im Schnee ausgeharrt, ich war völlig ausgekühlt.

Was hatten die Erwachsenen währenddessen getan? Wieso hatten sie nicht nach mir gesucht oder gerufen? Und wieso hatte niemand von ihnen je wieder mit mir über das missglückte Konzert gesprochen oder mich zumindest getröstet? Ich wusste es nicht mehr, vielleicht hatten sie es ja sogar versucht und ich hatte das vergessen, weil ich noch am selben Nachmittag hohes Fieber und eine furchtbare Blasenentzündung bekam.

Alles schien in den nachfolgenden Tagen zu verschwimmen. Am deutlichsten waren mir noch die Kirschkernsäckchen aus dem Ofenrohr in Erinnerung, die

mir meine Großmutter unter die Daunendecke schob. Winzige hölzerne Perlen an meinen Zehen, die leise raschelten, wenn ich mich bewegte.

*Ich kann zu meiner Reisen, nicht wählen mit der Zeit ...*

Ich schaltete meinen iPod ein, um die Erinnerungen zu verjagen, gab Nick Cave eine Chance, dann Nirvana. Es half nichts, natürlich nicht, Schubert war stärker. Nun, da er hinter meiner Stirn erst einmal den Dirigierstock schwang, ließ er sich nicht mehr vertreiben. Ich schaltete den iPod wieder aus, zwang mich zur Konzentration auf die Gegenwart. Ich musste meine Tasche holen und zum Taxistand gehen. Ich musste endlich entscheiden, ob ich mich erst in meine eigene Wohnung oder direkt in die meiner Mutter fahren lassen wollte. Ich sollte mir was zum Frühstücken kaufen oder wenigstens einen Kaffee.

Es war laut in der Ankunftshalle: Menschen schoben sich an mir vorbei. Über den Satzfetzen in diversen Sprachen buhlten die mechanischen Durchsagen aus den Lautsprechern um Aufmerksamkeit, Rollkoffer und Gepäcktrolleys ratterten und quietschten. In der Nähe der Gepäckbänder entdeckte ich eine Toilette und zog dort die Socken und den Pullover an. Er war nicht aus Wolle, sondern aus Synthetik, schick, aber im Augenblick nicht wirklich hilfreich. Ich hatte mich getäuscht, gestand ich mir ein. Ich war nicht gewappnet. Nicht gegen den Schnee, nicht gegen Berlin, nicht gegen den Tod meiner Mutter, gegen gar nichts. Ich wusste nicht einmal, wie der Kohleofen in meiner Wohnung funktionierte, denn seit Ivos Tod hatte ich den deutschen Winter immer gemieden.

Ich holte die Plastikflasche, die ich immer bei mir trug, aus meinem Rucksack, füllte sie mit Leitungswasser und trank ein paar lange Schlucke mit geschlossenen Augen, den Rücken an die gekachelte Wand gelehnt. Ich steckte

die Flasche wieder ein und wusch mir die Hände. Ivos graue Augen schauten mir aus dem Spiegel dabei zu, Augen, die wie meine ausgesehen hatten und wie die unserer Mutter. Hier ist alles in Ordnung, hatte sie bei unserem letzten Telefonat gesagt. Hier bei mir auch, hatte ich erwidert, mach dir keine Sorgen. Höflichkeiten waren das. Worthülsen, um all das Unausgesprochene zu übertönen, das natürlich dennoch in jedem Satz mitschwang, in jedem Atemzug, in jedem Schweigen, unhörbar, aber dennoch vorhanden, wie ein Misston, der ganz knapp außerhalb jenes Frequenzbereichs liegt, den das menschliche Ohr noch wahrnehmen kann.

Alles in Ordnung, ich komme schon klar. Nicht einmal vom Glück hatte ich meiner Mutter noch etwas erzählt. Von den gestohlenen Stunden auf dem Oberdeck der Marina, nachts, allein unter den Sternen. Von den Jamsessions mit Lorenz in dem leeren Konzertsaal, ebenfalls nachts, wenn alle anderen schliefen. Von den magischen Augenblicken, die ich selbst als Barpianistin erlebte, wenn mein Publikum plötzlich ganz still wurde, wenn sie mich wirklich hörten.

Eine Gruppe Asiatinnen betrat den Waschraum, lachend und schwatzend, an den Füßen trugen sie Flip-Flops. Ich machte ihnen Platz und ging zum Gepäckband, wo meine Reisetasche schon zwischen sehr viel größeren Koffern kreiste. Wie viel Zeit war vergangen, seitdem wir gelandet waren? Zehn Minuten? Eine halbe Stunde? Mehr? Ich sah auf meine Armbanduhr, stellte sie auf deutsche Zeit. Neun Uhr morgens war es hier, drei Stunden früher als auf den Seychellen. Dort war der freie Tag für die Crew nun schon wieder vorbei, in der Bordküche würden sie Tee und Dinner vorbereiten, und heute Abend würde Tatjana meinen Platz am Flügel der Lili einnehmen. Sie spielte sonst in der Bordband, ihr Solorepertoire war bei Weitem nicht so

umfangreich wie meins, aber es würde genügen, kaum einer der Barbesucher würde den Unterschied bemerken.

Jetzt bloß kein Selbstmitleid, Rixa, reiß dich zusammen, eine Woche, höchstens zwei, dann ist das hier überstanden. Ich hob meine Tasche vom Band und bahnte mir zwischen Koffern, Trolleys und Menschen einen Weg zum Ausgang. Neben mir dudelte ein Handy los. Sein dickeleibiger Besitzer schrie einen Schwall Italienisch in den Äther. *Pronto*, verstand ich, *cazzo*, dann verschluckte das allgemeine Geräuschpotpourri sein Gefluche. Ich musste mein eigenes Handy wieder einschalten. Ich musste mich bei der Polizei melden. Den Retzlaff-Clan informieren. Die Beerdigung planen. Ich musste vom Flughafen weg und wenigstens Alex anrufen. Alex, der laut Aussage des Polizisten, mit dem ich telefoniert hatte, offenbar weder zu Hause noch an seiner Uni zu erreichen war.

*Ihr Bruder Alexander lebt in Australien, richtig? Sie sind ja eine weit verstreute Familie.*

Weit verstreut. Nicht mehr existent. Zerstört an einem Januartag vor zwölf Jahren. Bis dahin waren meine Eltern noch verheiratet gewesen, auch Alex lebte noch in Deutschland, und er war es auch, der mir die Nachricht von Ivos Tod überbrachte, unsere Eltern waren dazu nicht in der Lage. Wo würde Ivo heute sein, wenn er noch lebte? Immer noch in Berlin, wie damals? Wahrscheinlich nicht, er hatte bereits erste Kontakte nach New York geknüpft. Vielleicht hätte es ihn auch nach Tokio oder Moskau oder Sydney verschlagen. Das junge Genie, der Autodidakt, der Rebell unter Deutschlands aufstrebenden Künstlern. Er hatte das Leben auskosten wollen, ohne Kompromisse.

Eine rotierende Glastür schaufelte Eisluft in den Ausgangsbereich, draußen warteten Taxis. Ich blieb stehen, immer noch unschlüssig. Wohin sollte ich fahren?

Menschen in Schals, Mützen und Mänteln hasteten an mir vorbei. Ich versuchte mir meine Mutter als eine von ihnen vorzustellen und schaffte es nicht. Wie war sie auf die Idee gekommen, gerade hier am Flughafen ein Auto zu mieten, sie, die seit Jahren nicht mehr gereist war, kaum Kontakte pflegte und jedes Mal nervös wurde, wenn zu viele Menschen zu dicht beieinander waren? Ich wandte den Taxis den Rücken zu und folgte dem Hinweisschild zu den Autovermietungen. Sie waren in einem Nebengebäude untergebracht; als ich nach draußen trat, sprang mich die Kälte an. Ich begann zu rennen, stolperte, fing mich wieder. Meine Füße fühlten sich taub an. Das Extrapaar Socken wärmte nicht, sondern quetschte meine Zehen ein. Türkisgrüne Plateaustiefel aus Nappaleder mit Zehn-Zentimeter-Absatz – die wärmsten Schuhe, die ich auf der Marina dabei hatte. Nicht zum Laufen geschaffen, sondern für die Bühne.

Es gab mehrere Autovermietungen, natürlich, eine lange Reihe knallbunter Theken, und alle versprachen Hammer-, Super- und Schnäppchentarife. Ich blieb stehen, um mich umzusehen. Dauerlächelnde junge Männer und Frauen in farblich zum Logo ihrer Arbeitgeber passender Kleidung kümmerten sich um die Bedürfnisse ihrer fast ausnahmslos männlichen Kunden. Einen Moment erschien es mir tatsächlich möglich, dass meine Mutter hier gewesen war, in ihren alten, aber tadellos polierten Stiefeln und dem schwarzen Persianermantel mit den abgeschabten Ärmeln, den sie in jedem Winter getreulich hervorholte. Ihr Haar, das sie seit Ivos Tod nicht mehr färbte, hätte sie zu einem straffen Knoten gezurrt. Sie hätte keine Mütze getragen, um diese Frisur nicht in Unordnung zu bringen, und sich sehr gerade gehalten, die Finger eisern um den Griff ihrer Handtasche gekrallt. War sie unsicher gewesen, ängstlich,

hatte sie gar überlegt, einfach wieder umzukehren? Das Bild verschwand so schnell, wie es gekommen war. Wie grotesk wäre diese Halle hier meinen Großeltern vorgekommen, wie grotesk musste sie selbst meiner Mutter erschienen sein.

Die Autovermietung, die der Polizist mir genannt hatte, befand sich ganz am Ende der Halle. Ich ging dorthin, reihte mich in die Schlange. Ein Mietwagen für eine allerletzte Fahrt. Warum hatte sie sich gerade für diesen Anbieter entschieden? Weil ihr die Farbe seines Logos gefiel? Weil dort gerade kein anderer Kunde bedient wurde, als sie ankam, weil ihr die junge Frau hinter der Theke sympathisch war? In dem Wagen, der ihr nicht mehr ausweichen konnte, hatte ein Ehepaar gesessen. Rentner aus Berlin, 65 und 63 Jahre alt. Sie wollten die Nacht durchfahren und am frühen Morgen in Rostock die Fähre nach Dänemark nehmen, wo ihre Tochter lebte und gerade zum zweiten Mal Mutter geworden war. Sie hatten nichts falsch gemacht und ganz sicher nicht sterben wollen - ohne Vorbereitung und Abschied. Ohne auch nur zu begreifen, was mit ihnen geschah.

Und meine Mutter, was war mit ihr? Hatte sie in diesen allerletzten Sekunden daran gedacht, wie ihr Vater die toten Sünder segnete, hatte sie das getröstet? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich würde es nicht erfahren, genauso wenig wie Ivos letzte Gedanken. Die Unwissenheit der Überlebenden. Ich kannte sie gut. Ich hasste sie.

»Hallo! Hallo?«

Die lächelnde Blonde hinter der Theke meinte mich, ich brauchte einen Moment, das zu begreifen.

»Ja also, ich ... ich will kein Auto, aber meine Mutter ... sie hatte diesen Unfall, mit einem Ihrer Fahrzeuge. Dorothea Hinrichs ...«

»Oh.« Ihr Lächeln veränderte sich, ihr Blick floh zum Monitor ihres Computers.

›N. Müller – Filialmanagerin‹ stand auf dem Namensschild an ihrer Bluse. Nina, Nathalie, Nadine, Nora? Nora schien aus irgendeinem Grund nicht zu passen, aber was wusste ich schon.

»Diese schreckliche Sache, das hat ... meine Kollegin hat diesen Vorgang bearbeitet, aber sie ist gerade in die Pause ...«

Sie brach ab und ließ ihren Blick durch die Halle schweifen. Eine schreckliche Sache. Ein Vorgang. Was machte ich hier, was wollte ich von dieser jungen Frau wissen? Sie konnte mir nichts über meine Mutter sagen. Sie schaffte es ja nicht einmal, mich anzusehen.

Hinter mir räusperte sich ein Mann. Der nächste Kunde für den nächsten Vorgang. Zwei weitere Männer in dunklen Anzügen trabten herbei, hektisch auf ihren Smartphones herumtippend.

»Einen Moment bitte!« N. Müller schien zu einem Entschluss zu kommen. Sie sprang auf und klappte einen Teil der Theke hoch, sodass ein Durchgang entstand.

»Kommen Sie doch bitte durch, Frau Hinrichs.«

Frau Hinrichs – diese Anrede galt jetzt nur noch mir. Mir und der Frau, die mein Vater zwei Jahre nach Ivos Tod geheiratet hatte. Eine jüngere, glücklichere Frau, die ihm zwei neue, lustige Kinder geschenkt hatte – seine neue Familie, seine zweite Chance.

»Frau Hinrichs?« Etwas in N. Müllers Stimme war verändert, und als ich mich immer noch nicht rührte, kam sie hinter ihrem Tresen hervor, nahm meine Tasche und lotste mich in einen winzigen Büroraum neben der Verkaufstheke.

»Setzen Sie sich, bitte. Trinken Sie.« Aus einer Thermoskanne schenkte sie Kaffee in einen Henkelbecher, stellte ihn zusammen mit Milchportionsdöschen, Zucker und einer Schale Gummibärchen vor mich auf den Tisch.

»Danke, aber ich ...«

Wer haftete eigentlich für einen Unfall, wenn dessen Verursacher tot war? Die Autoversicherung? Die Angehörigen? Würden die Hinterbliebenen des toten Ehepaars Alex und mich verklagen? War das rechtlich möglich? Eltern haften für ihre Kinder. Und die Kinder, was ist mit ihnen, haften sie später auch für ihre Eltern?

»Die Gummibärchen sind Vanessas, sie ist süchtig danach, aber sie hat bestimmt nichts dagegen. Sie kommt gleich, versprochen, sie ist nur schnell eine rauchen. Es tut mir sehr leid, aber ich muss wieder nach vorn.«

Die Autovermieterin drückte meine Schulter und hastete zurück zu ihren Kunden. Es war ein Fehler gewesen, hierher zu kommen. Aber jetzt war es zu spät, wieder abzuhauen, und was sollte es auch bringen? Die Polizei kannte meinen Namen, ich war hier in Deutschland, es hatte keinen Sinn, mich zu verstecken.

Auf dem Henkelbecher stand NANCY. Darunter feixte eine Maus mit Boxhandschuhen ›Der Chef hat immer recht, denn der Chef bin ich!‹. Nancy Müller. Filialmanagerin. Ich stellte mir ihre Eltern vor, irgendwo in der DDR in den Achtzigern, kurz vor der Wende. Wie sie glaubten, sie könnten diesem Regime, das sie zum Schutz vor den bösen Kapitalisten hinter einer mit Tretminen und Selbstschussanlagen gesicherten Grenze einsperrte, mit ihrer Namenswahl ein Schnippchen schlagen. Sie wünschten das Beste für ihre Tochter, einen Hauch weite Welt, aber dass diese einmal als Managerin einer Autovermietung am Flughafen Tegel arbeiten würde, lag

sicherlich weit jenseits ihrer Vorstellungskraft. Ein Staat, ein ganzes Land, einfach abgewickelt. Nur noch in Erinnerungen existent.

Von Köln aus betrachtet war diese DDR schon vor der Wende eher Fiktion als Realität gewesen, unendlich weit weg, exotischer als die Karibik, das merkten Ivo, Alex und ich, wenn wir auf dem Schulhof von unseren Ferien dort erzählen wollten und bald wieder aufgaben, weil unsere Mitschüler und Freunde uns nicht verstanden. Und wir selbst verstanden ja letztendlich auch nicht, wieso dieses Land hinter dem Stacheldrahtzaun so vollkommen anders und dennoch unlösbar mit uns verbunden war. Wir wussten nur, dass die Menschen dort deutsch sprachen, genau wie wir, und dass einige dieser Menschen unsere Verwandten waren.

Entschleunigung. Damals, als wir unsere Ferien in der DDR verbrachten, war dieses Wort noch nicht in Mode. Es gab auch noch keine hyperaktiven Kinder mit ADHS-Syndrom und keine Burn-out-Patienten, oder wenn doch, dann wurden sie nicht so bezeichnet. Doch Entschleunigung war genau das, was wir in den Ferien in Poserin erlebten. Das Telefon im Pfarrhaus klingelte nie. Wer ein Anliegen hatte, schrieb einen Brief oder klopfte einfach an die Tür. Manchmal fiel der Strom aus, und dann warteten wir Minuten oder Stunden im Kerzenschein, bis das Licht wieder zu flackern begann. Wenn wir ein warmes Bad nehmen wollten, wurde umständlich ein Holzofen angeheizt.

Was hatten wir getan, den ganzen Tag? Die Erwachsenen saßen beieinander und redeten, oder sie gingen spazieren oder zum Baden. Die Frauen erledigten nebenbei den Haushalt. Wir Kinder saßen mal mit am Tisch oder, als wir noch kleiner waren, unten drunter und ließen die

vertrauten Stimmen über uns hinwegsausen, wenn wir nicht durch den Garten stromerten. Manchmal kam Besuch, weitere Onkel und Tanten und Cousins und Cousinen ergossen sich aus einem klapprigen Trabant auf den Vorplatz des Pfarrhauses. Sonntags war Gottesdienst, dann waren alle herausgeputzt und es gab für jeden ein Ei zum Frühstück, wachsweich gekocht mit diesem unglaublich würzigen, sattgelben Dotter. Wir blieben zu Hause oder wir besuchten Freunde und weitere Verwandte, denn es gab in der DDR ja keine gastlichen Restaurants, Kneipen, Kinos oder Freizeitparks, und außerdem konnte man nicht offen sprechen, wenn man nicht unter sich war.

Ich zitterte, merkte ich plötzlich. Mir war immer noch kalt und zugleich begann ich zu schwitzen, und immer noch foppte mich Schubert. Zur Uraufführung 1827 hatte er seine *Winterreise* persönlich auf dem Klavier vorgetragen und dazu gesungen. Es muss ein denkwürdiger Abend gewesen sein, der Meister höchstselbst, doch sein Ruhm war noch nicht gefestigt, und seine Zuhörer hatten wenig begeistert reagiert. Zu düster war dieser Liederzyklus für ihre Hörgewohnheiten. Zu aufwühlend. Als Teenager hatte ich diese Kraft instinktiv gespürt, fühlte mich von ihr angezogen, auch wenn ich weder die Musik noch die Bedeutung der Liedtexte in all ihren Facetten verstand. Vielleicht lag es daran, dass mein Weihnachtskonzert damals so missglückt war. Vielleicht hatte ich mich einfach übernommen.

Ich beugte mich vor, um ein Gummibärchen aus der Schale zu nehmen, sah ein verzerrtes Gesicht über den Metallbauch der Thermoskanne huschen, ungesund gelbstichig, nicht sonnengebräunt. Ich öffnete eins der Milchdöschen, die Lasche riss ab, die Flüssigkeit spritzte mir über die Finger. Scheiße, verdammte. Ich zog ein paar

Papiertücher aus einer mit Buddhaböpfen bedruckten Schachtel, die auf dem Sideboard stand. Buddhas, Comicmäuse und Gummibärchen, einträchtig nebeneinander, der Lifestyle des dritten Jahrtausends. Ich atmete durch und wischte mir die Hände ab, schaffte es im zweiten Anlauf, Milch in meine Tasse zu befördern.

Der Computer unter dem Schreibtisch brummte, vorn an der Theke duellierte sich der erregte Tenor eines Mannes mit Nancys Sopran. Stille, einfach Stille, auf einmal sehnte ich mich danach, so stark, dass es beinahe körperlich schmerzte.

In Mecklenburg war mir die Stille oft greifbar vorgekommen, wie ein eigenständiges Wesen, nachts vor allem, wenn ich an den See schlich. Jedes Mal, wenn wir nach den Ferien in Poserin wieder im Westen waren, erschien mir dort alles viel zu grell, zu überfüllt mit Waren, Lichtern, Autos, und paradoxerweise zugleich sehr viel ärmer. Als ob es in all diesem Überfluss an etwas ganz Essenziellem mangelte. Und ich war entsetzt gewesen, als nach der Wende als Erstes neue Straßen und Autobahnen in Mecklenburg gebaut wurden. Das war natürlich egoistisch, aber ich wollte diese Stille behalten, die stehen gebliebene Zeit, diesen Mangel an Reizen, der uns auf uns selbst zurückwarf, dieses Land im Dornrösenschlaf, das mir noch Ende der Achtzigerjahre einen Eindruck davon vermittelt hatte, wie das Leben einmal gewesen sein musste. Vor dem Krieg, ja, noch früher.

Wann hatte ich zum letzten Mal echte Stille erlebt? Nicht auf der Marina, nicht im Flugzeug, selbst an dem Strand auf Mahé nicht, an dem ich vor ein paar Stunden noch geglaubt hatte, die Vergangenheit könne mir nichts mehr anhaben. Ich dachte an Alex und dass es für das, was ich ihm sagen müsste, eigentlich keine passenden Worte gab.